

ROBERT WILSON

IHR FINDET MICH NIE



ROBERT WILSON  
IHR FINDET  
MICH NIE

THRILLER

DEUTSCH  
VON KRISTIAN LUTZE

PAGE  TURNER

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»You will never find me« by Orion Books, an imprint  
of The Orion Publishing Group, Ltd, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*  
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

Page & Turner Bücher erscheinen im  
Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2014  
by Robert A. Wilson Limited

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014  
by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Redaktion: Andreas Groß

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München  
Umschlagmotiv: Anna Watson / plainpicture;  
FinePic®, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-20439-7  
www.pageundturner-verlag.de

Besuchen Sie den Page & Turner Verlag im Netz



FÜR JANE

Meine einzige Jane  
1955-2013



## KAPITEL EINS

*Samstag, 17. März 2012, 15.30 Uhr,  
Mercy Danquabs Haus, Streatham, London*

**A**uf Wiedersehen, Zimmer. Beschissenes kleines Gefängnis. Nur die Gitterstäbe vor den Fenstern fehlen. Ich bin im Laufe der Jahre mehr als einmal hier eingesperrt gewesen. Sie sah sich ein letztes Mal in den vier nackten Wänden um. Es war ziemlich aufwändig gewesen, all ihre Sachen nach und nach wegzuschaffen. Anstatt von der Schule direkt zu ihrer Großmutter Esme nach Hampstead zu fahren, hatte sie jeden Tag eine Stunde damit zugebracht, die Spuren ihrer Existenz im Haus ihrer Mutter in Streatham auszuradiieren.

Während sie sich im Zimmer umsah, stieß sie die Kleiderschranktür halb auf und musterte sich in dem großen Spiegel. Schwarze Steppjacke, Reißverschluss hochgezogen, roter Rock, schwarze Wollstrumpfhose, schwarze Motorradstiefel. Sie bündelte die Mähne ihrer dunklen Locken mit den blondierten Spitzen, um zu sehen, wie sie mit kurzen Haaren aussehen würde. Ihre hellgrünen Augen stachen aus ihrem breiten Gesicht mit der glatten karamellfarbenen Haut hervor. Sie ließ die Hand sinken, und ihr Haar fiel wieder auf die Schultern. Achselzuckend trat sie die Kleiderschranktür zu. Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke auf, nahm den an Mercy und Charles adressierten Brief aus der Innentasche und warf ihn aufs Bett. Dann hängte sie sich den Rucksack über eine Schulter, nahm die beiden letzten voll gepackten Müllbeutel, stieg die Treppe hinunter und stellte sie neben die Haustür.

Sie steckte den Kopf ins Zimmer ihrer Mutter, Detective Inspector Mercy Danquah, wie sie sie gern nannte, weil sie wusste, dass es Mercy ärgerte und verletzte.

»Ich bin noch mal kurz weg«, sagte sie. »Ich seh euch dann später in dem Restaurant ... wie hieß es noch mal?«

»Patogh«, sagte Mercy und blickte vom Magazin des *Guardian* auf. »Es ist am Crawford Place. Du warst schon mal mit uns dort. Am besten läufst du von Marble Arch die Edgware Road runter.«

»Durch Little Beirut«, sagte sie und schloss die Tür. »Bis dann.«

Sie nahm die Müllbeutel, spazierte aus ihrem alten Leben und trat die Haustür so fest zu, dass die Briefkastenklappe schepperte.

Sie nahm einen Bus zur Streatham High Road, stellte die Müllsäcke neben einen Altkleidercontainer und ging weiter bis zu der Polizeiwache, die um diese Tageszeit leer war. Noch lief Fußball, und das große Samstagabendbesäufnis der britischen Öffentlichkeit hatte noch nicht begonnen. Sie ging zu dem übergewichtigen Sergeant am Empfang. Er hatte graue Haare und müde Augen. Er sah aus wie ein Familienmensch, der nicht bei seiner Familie war, es aber sein wollte.

»Was kann ich für dich tun?«, fragte er lächelnd und faltete die Hände auf dem Tresen.

»Ich heiße Amy Boxer und hause von zu Hause ab«, sagte sie.

»Verstehe«, erwiderte der Sergeant. »Und wie alt ...?«

»Im November achtzehn«, sagte sie und knallte ihren Führerschein auf den Tresen.

»Hast du einen Platz, wo du hinkannst?«, fragte er. Er nahm sie jetzt ernst, überprüfte das Foto und die Daten.

»Ich werd nicht auf der Straße landen, falls Sie das meinen«, antwortete sie. »Ich habe Geld, eine Bankkarte, eine Unterkunft.«

»Du bist wohl eine ganz Schlaue«, sagte er und schob den Führerschein zurück über den Tresen. »Ärger zu Hause?«

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte sie, als ob das eine riesige Untertreibung wäre.

Sie bereute es sofort. Sie hatte nicht vorgehabt, sein Interesse zu wecken, doch jetzt sah sie, wie vor seinem inneren Auge familiäre Katastrophen aller Art lebendig wurden.

»Ich muss einfach weg von meiner Mutter, das ist alles«, sagte sie. »Wir verstehen uns nicht.«

»Peinlich, lächerlich und nervig?«, fragte der Sergeant.

»Das ist keine schlechte Zusammenfassung für sie an einem guten Tag, mit ein bisschen mehr Betonung auf nervig.«

»Und Dad?«, fragte er hoffnungsvoll.

»Er ist nicht da. Sie haben sich schon vor langer Zeit getrennt.«

»Warum ziehst du dann nicht zu ihm?«

Das lief überhaupt nicht nach Plan. Er verwickelte sie in ein Gespräch. Seine Väterlichkeit kam zum Vorschein. Eine Tasse Tee? Setz dich doch. Als Nächstes würde er sie nach Hause bringen. Job erledigt.

»Kann ich Ihnen vertrauen?«, fragte sie und wusste, dass sie ihn am Haken hatte.

»Natürlich«, sagte er. »Dafür bin ich ja hier.«

»Meine Mum wird anrufen, wenn sie merkt, dass ich weg bin«, sagte Amy. »Wenn sie das tut, möchte ich, dass Sie diesen Brief öffnen und lesen. Aber nicht vorher. Okay? Sie heißt Mercy Danquah. Sie werden sie erkennen.«

»Was soll das heißen, ich werde sie erkennen?«

Sie antwortete nicht, sondern schob nur den Brief über den Tresen und verließ das Revier. Sie stieg in einen Bus nach Brixton, nahm die SIM-Karte aus ihrem Handy, verbog und zerbrach sie. Das Telefon warf sie in die Gosse. Dann nahm sie die U-Bahn nach Green Park und weiter nach Heathrow. Um 16.45 Uhr war sie im Fahrstuhl zum Check-in im Terminal eins.

In der Halle überprüfte sie, dass der British-Airways-Flug nach Madrid keine Verspätung hatte, und marschierte direkt in die Damentoilette in Zone B.

Das Taxi setzte Mercy um 22.30 Uhr vor ihrem Haus in Streat-ham ab. Sie war ein bisschen betrunken. Sie und Charlie hatten den erfolgreichen Abschluss eines Entführungsfalls gefeiert und beide Flaschen Rotwein geleert, die sie in das iranische Restaurant mitgebracht hatten, das selbst keinen Alkohol aus-schenkt.

Als sie ihren Mantel aufhängte, fiel ihr die besondere Quali-tät der Stille auf; sie war anders als sonst, neutral, und vibrierte nicht vor aggressiver Feindseligkeit, die das fatale Gebräu der pubertären Hormone ihrer Tochter sonst ausstrahlte.

Von Hoffnungslosigkeit überwältigt ließ sie ihre Tasche fal-len. Dieses Kind, dachte sie kopfschüttelnd. Wahrscheinlich war sie noch mit ihren Freunden unterwegs, nachdem sie sie in dem Restaurant versetzt und auf keine ihrer SMS geantwor-tet hatte. Wütend stampfte sie die Treppe hoch, riss, ohne zu klopfen, Amys Tür auf, schaltete das Licht an und sah, dass der Raum viel leerer war als sonst, so leer, dass jedes Geräusch wi-derhallte. Mercy runzelte die Stirn. Die Wände nackt, der Tep-pich gesaugt. Und was war das?

Der weiße Umschlag auf dem unbezogenen Bett. Die beiden Namen. Sie hob ihn auf und erinnerte sich trotz ihrer Trun-kenheit mit einem Stich daran, wann Amy sie zum letzten Mal »Mum« genannt hatte. Sie riss den Umschlag auf und las den Brief in der akkuratsten, runden Handschrift ihrer Tochter.

*Liebe Mercy, lieber Charles,  
ich habe genug von diesem Leben. Es ödet mich an, ein Kind  
zu sein, euer Kind. Ich habe die Schnauze voll von Erwartun-  
gen. Die Schule macht mich krank. Buchstäblich. Ich muss je-  
den Morgen kotzen, wenn ich ankomme. Wozu das Ganze?*

*Um mein Abi zu machen. Auf die Uni zu gehen. Drei Jahre irgendwelchen Scheiß aus dem Internet zu kopieren, um irgendein bescheuertes Examen in fortgeschrittenem Bluffen zu machen. Mit sechzigtausend Schulden rauskommen. In den Abgrund der Arbeitslosigkeit sinken. Scheiß auf all das. Ich habe mich entschieden. Ich will mein Leben nach meinen eigenen Bedingungen leben, und da ihr so seid, wie ihr seid, heißt das, ich gehe von zu Hause weg. Ich werde nicht in Gefahr sein, jedenfalls nicht mehr als jeder andere auch. Ich werde nicht auf der Straße leben. Ich bin gut organisiert. Ich habe Geld. Ich erzähle euch das alles nur, weil ich nicht will, dass ihr mich sucht. Ich muss nicht gefunden werden. Ich möchte in Ruhe gelassen werden, worin ihr ja für den größten Teil meiner Kindheit ziemlich gut wart. Also spielt jetzt nicht die Bullen und verschwendet eure Zeit mit Nachforschungen, denn damit tut ihr mir Unrecht, und außerdem IHR FINDET MICH NIE.*

*Amy*

Mercy las den Brief noch einmal, ging die Treppe hinunter, setzte sich auf die unterste Stufe, blinzelte gegen ihre Tränen an und starrte zur Tür. An einem Abend hatte sie alles verloren. Charlie war mit seinen Gedanken nur bei seiner neuen Freundin, der perfekten Isabel Marks. Mercy schauderte, als sie daran dachte, wie erbärmlich sie sich bei dem Abendessen aufgeführt hatte. Wie sie seine Hand auf dem Tisch berührt und ihm versichert hatte, dass sie nach wie vor für ihn da war, falls »die Sache mit Isabel« nicht funktionierte. Wie sie hoffte, dass »die Sache mit Isabel« nicht funktionieren würde. Wie sie betete, dass es nur die emotionale Intensität der Entführung von Isabels Tochter war, die die beiden zusammengebracht hatte, und sie sich, nachdem der Fall nun gelöst war, nicht mehr brauchen würden. Aber als sie vor dem Restaurant in verschiedene Taxis gestiegen waren, hatte Mercy gewusst, dass es für lange

Zeit das letzte Mal gewesen war, dass sie zusammen zu Abend gegessen hatten.

Und jetzt das. Ihr einziges Kind hatte sie verlassen. Ohne Diskussion. Ohne den Rat ihres Vaters oder ihrer Mutter zu suchen. Ein *Fait accompli à la Amy*. Es bedurfte einer konzentrierten Willensanstrengung, ihre Handtasche heranzuziehen und nach dem Handy zu kramen, während dicke Tränen das Leder zeichneten. Sie drückte auf »Charlie«, umklammerte eine Säule des Treppengeländers und hoffte, dass er drangehen würde.

»Mercy?«, fragte er.

»Ich ... ich bin gerade nach Hause gekommen ... von dem Essen. Auf Amys Bett lag ein Brief. Ein Brief an uns beide. Ich kann ihn dir jetzt nicht vorlesen. Aber darin sagt sie, dass sie weggeht. Sie ist von zu Hause abgehauen. Der letzte Satz lautet: »Ihr findet mich nie.««

Sie hörte, wie sein Telefon auf einen Tisch fiel. Eine Frauenstimme. Sie. Die andere. Charlie wiederholte den Satz. Schweigen. Dann war er wieder am Apparat.

»Ich bin so schnell bei dir, wie ich kann«, sagte er. »Mach beim örtlichen Polizeirevier telefonisch eine Vermisstenmeldung. Ich bin unterwegs.«

»Sie sagt, sie will nicht gefunden werden.«

»Ruf einfach das Polizeirevier an. Berichte es ihnen. So läuft das Verfahren. Du willst doch nicht die Mutter sein, die ihr Kind nicht vermisst gemeldet hat.«

»Ja, natürlich, du hast absolut recht. Ich denke nicht klar. Ich kann immer noch nicht ganz glauben, dass es passiert ist, obwohl es sich schon seit Jahren ankündigt.«

»Mach den Anruf«, sagte er. »Ich bin in einer halben Stunde bei dir. Und ruf mich ruhig noch mal an, wenn du musst.«

Sie legte auf. Seine Worte hatten unwillkürlich ein Bedürfnis in ihr aufgewärmt. Jedes Mal, wenn sie versucht hatte, ihn aus ihrem Leben zu verdrängen, ihre Gefühle für ihn in einem tie-

fen Permafrost in sich zu begraben, war er zurückgekehrt, um sie und ihre Weiblichkeit aufzutauen.

Was für ein Zustand. Sie musste sich in den Griff kriegen. Sie fand die Nummer des örtlichen Polizeireviers und rief an.

»Mein Name ist Mercy Danquah, und ich möchte ... ich meine, ich muss ...«

»Wollen Sie Ihre Tochter vermisst melden?«, fragte der Sergeant. »Amy Boxer?«

Mercy war perplex. Sprachlos.

»Sie war hier, um ihre Absicht zu erklären«, sagte der Sergeant.

»Und Sie haben sie nicht *aufgehalten*?«, fragte Mercy ungläubig.

»Nun, zunächst einmal ist sie nicht mehr minderjährig ...«

»Und woher wissen Sie das?«

»Sie hat mir ihren Führerschein gezeigt.«

»Ihren *Führerschein*? Sie hat keinen Führerschein.«

»Ich habe es überprüft. Hat sie doch.«

»Ich weiß nicht, wie sie ...«

»Sie hat gesagt, ich würde Sie bestimmt erkennen«, erklärte der Sergeant. »Aber ich kenne keine Mercy Danquah.«

»Was sie meinte«, sagte Mercy mit freudloser Erheiterung, »ist, dass sie mich den Familienbullen nennt.«

»Heißt das, Sie sind die Hauptautoritätsperson in ihrem Leben?«, fragte der Sergeant. »Sie hat gesagt, Sie leben von Ihrem Mann getrennt.«

»Es heißt, dass ich Polizeibeamtin bin«, sagte Mercy. »Detective Inspector beim Serious and Organised Crime Command 7. Im Dezernat für Entführungsfälle. Und sie ist der Ansicht, ich würde all die Autorität, die ich in meinem Job gelernt habe, in unsere Mutter-Tochter-Beziehung einbringen.«

»Verstehe«, sagte der Sergeant, der sich, was sowohl seinen Dienstgrad als auch seine Zuständigkeit betraf, in der deutlich untergeordneten Position wiederfand. »Nun, Ihre Toch-

ter wirkte sehr rational und ruhig; sie hat mir erklärt, sie würde nicht auf der Straße leben müssen. Sie hat Geld und eine Bankkarte. Sie hat einen Brief hinterlegt und mich angewiesen, ihn erst zu öffnen, wenn Sie anrufen. Sie hat das Revier um 15.47 Uhr verlassen. Ich habe den Bericht vor ein paar Stunden geschrieben, bevor die ersten Betrunknen eingetrudelt sind.«

»15.47 Uhr?«

»Ich habe es eingetragen ...«

»Heute *Nachmittag*?«, fragte Mercy. »Aber da war ich zu Hause. Sie ist *abgehauen*, während ich im *Haus* war? Sie hat sich verabschiedet, bis dann, das Übliche ...«

»Sie war von der coolen Sorte, das muss ich ihr lassen«, sagte der Sergeant. »Sehr gefasst und abgeklärt.«

»Was steht in dem Brief?«

»Ich weiß nicht. Ich habe ihn noch nicht geöffnet. Sie hat mich gebeten, es erst zu tun, wenn Sie anrufen.«

»Was zum Teufel ist hier los?«

»Ich denke, Sie werden feststellen, dass es sich bei dem Auszug Ihrer Tochter um einen sorgfältig geplanten und durchgeführten Abschied handelt«, erklärte der Sergeant. »Sie hat gesagt, Sie beide würden sich nicht verstehen.«

»Das ist noch vorsichtig formuliert.«

»Das hat sie auch gesagt.«

»Wissen Sie was, Sergeant, ich fange an, eine gewisse *Trägheit* durch die Leitung zu spüren«, sagte Mercy. »Werden Sie wegen des Verschwindens meiner Tochter irgendetwas *unternehmen*?«

»Formell ...«

»Ich will einfach ein Ja oder Nein hören.«

»Ich werde sehen, wie beschäftigt wir sind; ich lasse den Brief lesen und Sie dann zurückrufen«, sagte der Sergeant. »Ist der Vater informiert worden?«

»Er ist auf dem Weg zu mir.«

Sie war in ihrem Hotelzimmer und machte sich für den Abend schick. Sie mochte Hotelzimmer, vor allem solche wie die im Moderno, mit einem großen Bad, einer kräftigen Dusche, einem Bidet, einem Ganzkörperspiegel im Schlafzimmer und Zimmerservice, den sie eigentlich nicht brauchte, aber sie bestellte trotzdem etwas, einen Hamburger mit Pommes, weil sie ... frei war.

Sie tanzte, nur in Unterwäsche, die Stöpsel im Ohr, und der zischende Beat knallte direkt auf ihre Großhirnrinde. Sie schlürfte Wodka Tonic aus der Minibar und hatte ein bisschen Kokain geschnupft, das sie aus London mitgebracht hatte. Sie würde mehr brauchen, um den Abend zu überstehen, hatte am Flughafen allerdings schon vierhundert Pfund für Klamotten verpulvert, doch sie wusste, wie sie es bekommen würde.

Sie zog die Stöpsel heraus, kippte den Rest ihres Drinks herunter, schüttelte das rote Minikleid aus, das sie bei French Connection gekauft hatte, und streifte es über. Es war, als trüge man nichts. So sexy. Sie wirbelte herum und beobachtete, wie das Kleid hochwehte. Sie blickte über die Schulter in den Spiegel, um ihren Hintern zu begutachten, und ließ ihre Hüften ein paarmal kreisen. Dann kamen die Schuhe. Nein. Erst die kurze Jacke. Es war kalt draußen. Sie stopfte die schwarze Steppjacke, den roten Rock, die schwarze Wollstrumpfhose und die schwarzen Motorradstiefel in den Rucksack, nahm den Pass und schob ihn zusammen mit hundert Euro und ein paar Kondomen in der Innentasche der Jacke. Sie hingte sich eine kleine schwarze Handtasche über die Schulter. Sie hätte sie lieber im Hotelsafe gelassen, doch dafür brauchte sie eine Kreditkarte, und die hatte sie nicht.

Jetzt die Schuhe. Fünfzehn Zentimeter hohe Absätze, schwarze Knöchelriemchen. Sie stieg hinein, und die Luft war mit einem Mal dünner. Sie machte übungshalber ein paar Tanzschritte, sicher auf den Füßen wie eine Turnerin auf dem Schwebebalken.

Dafür liebte sie Spanien. Als sie in der Lobby aus dem Fahrstuhl trat, blickte der komplette Empfangsbereich auf und wusste ihre Mühe zu würdigen. Es hatte nichts Unheimliches, nichts Verstohlenes. Nicht wie in London, wo einem keiner in die Augen sah, aber jeder einen verstohlenen Blick auf deinen Arsch oder deine Titten erhaschen wollte. Man konnte eine Bar in Hoxton betreten und aussehen wie Sex auf Stelzen, und niemand würde einen auch nur ansprechen. Die spanischen Jungs hingegen würden sie keine Sekunde hängen lassen. Man betrat eine Bar, und sie taten ihre Begeisterung lautstark kund, drängelten sich, einem einen Drink zu spendieren. Und es ging nicht darum, einen ins Bett zu kriegen. Na ja, schon, aber das war nicht die Hauptsache. Im Vordergrund stand: Danke dafür, dass du schön bist, es hat uns glücklich gemacht. Deswegen liebte sie die Spanier.

Es war kurz vor Mitternacht. Sie stolzierte die Straße hinunter und lächelte die Typen an, die sie bewunderten, auch die mit einer umwerfenden Freundin im Arm. Eine Adresse, die man ihr genannt hatte, hatte sie sich auf die Hand geschrieben, weil sie sich keine spanischen Namen merken konnte, geschweige denn, sie einem Taxifahrer zu nennen. Ein Marokkaner hatte ihr den Namen eines »Bruders« gegeben, der einen Schlepper kannte, der tausend Euro für einen gültigen britischen Pass mit elektronischem Chip zahlen würde.

Auf der Plaza stauten sich Taxis, und sie stellte sich in einer kurzen Schlange an, als sie einen Typen bemerkte, Ende dreißig, der sie mit offensichtlicher Bewunderung von oben bis unten musterte. Als Erstes fiel ihr auf, dass sie ihn auf ihren Absätzen überragte. Er trug eine schwarze Lederjacke, ein mitternachtsblaues Seidenhemd, offen bis zur Brust, die behaart war, aber auf eine angenehme Art, dazu eine Goldkette, enge Jeans und einen schwarzen Gürtel mit einer Metallschnalle in Form von zwei Skorpionen, deren Schwänze sich trafen. Die silbernen Spitzen seiner schwarzen Stiefel tippten rhythmisch auf den Bürgersteig. Er sah nicht besonders attraktiv aus, doch er war

gut gebaut. Die Seide seines Hemdes spannte sich über den sich deutlich abzeichnenden Brustmuskeln, die Brustwarzen spitz vor Kälte, und sie bemerkte auch seinen Waschbrettbauch. Die Stränge seiner Halsmuskeln waren wie Säulen zu beiden Seiten seines hervortretenden Adamsapfels. Er hatte lockiges schwarzes Haar, ein sardonisches, aber sexy Lächeln, weiße Zähne, dunkle, tief liegende Augen, deren genaue Farbe sie nicht ausmachen konnte. Er strotzte vor Selbstbewusstsein. Ein Blick verriet ihr, dass er ein Typ war, der nie Probleme hatte, eine Frau anzusprechen.

»*Hola, qué guapa, chica. No te puedes imaginar ...*«, sagte er und hielt inne. »Du sprichst kein Spanisch? Was ist mit Englisch?«

»Englisch, klar«, sagte sie.

»*Mira guapa*. Ich will mit meinen Freunden einen Drink nehmen«, sagte er mit einem lateinamerikanischen Akzent. »Ich sehe dich die Straße herunterkommen, und ich sage: Das ist ein Mädchen, das weiß, wie man sich anzieht, das ist ein Mädchen, das weiß, wie man sich amüsiert; das ist jede Wette ein Mädchen, das weiß, wie man *tanzt*. Hab ich recht?«

Er vollführte ein paar Discotanzschritte, die erkennen ließen, dass auch er sich trotz all seiner Muskeln schnell und elegant auf einer Tanzfläche zu bewegen wusste. Seine beiden Freunde, einer mit einer lateinamerikanischen Schönheit im Arm, applaudierten ironisch.

»Sie können nicht tanzen«, sagte er verschwörerisch zu ihr. »Deswegen klatschen sie. Auf einer Tanzfläche sind sie wie Kühe auf dem Eis.«

Er vollführte einen Neandertaler-mäßigen Quickstep, der unvermittelt tollpatschig aus dem Takt geriet, und sie musste lachen. Er trat dicht an sie heran, sein Kopf in Höhe ihres Kinns. Er durchbohrte sie mit seinen Blicken. Diese Unverfrorenheit. Und dann noch so ein hässlicher Typ. Sie musste all ihre Londoner Coolness aufbringen, und er erkannte, dass er ihr noch einen Schubs geben musste.

»Weißt du, woher ich komme?«, fragte er.

Sie war versucht zu sagen »vom Film«, wollte jedoch nicht, dass er dachte, sie würde sich ihm an den Hals werfen. Trotzdem war sie sich sicher, dass er kein Einheimischer war.

»Madrid?«, fragte sie ironisch.

Er kam noch näher.

»Ko-lum-bien.«

Er sah ihr Gesicht aufleuchten und wusste, was es bedeutete.

»*Te gusta un poco de nieve*«, sagte er lachend. »Du magst ein bisschen Schnee.« Er schlug mit einer Faust seitlich auf seine Brusttasche, nickte, lächelte. »Wir haben genug zum Skifahren.«

Damit hatte er sie. Sie musste den Pass nicht verkaufen, musste nicht auf irgendeiner dunklen Toilette feilschen. Koks kostenlos die ganze Nacht. Er hielt ihr seinen Arm hin. Sie nahm ihn. Seine Freunde konnten es nicht glauben. Er ging zu ihnen, und sie knallten ihm jeder einen Hundert-Euro-Schein in die Hand, was ihr für so eine Wette ziemlich viel Geld zu sein schien.

Sie gingen ins Le Cock und tranken Mojitos, schnieften jeder ein paar Lines und zogen weiter in einen Nachtclub namens Charada, wo House Music Trumpf war. Sie tanzten eine halbe Stunde und gingen dann auf die Toilette, um noch eine Line zu ziehen. Er küsste sie. Sie erwiderte den Kuss. Er schob eine kräftige harte Hand zwischen ihre Beine und spürte die Hitze, die sie verströmte. Die Musik wummerte durch die Wände.

»Wie heißt du?«, fragte sie.

»*Como te llamas?*«, sagte er. »Du fragst mich: *Como te llamas?*«

Sie versuchte es, während seine Hand über ihre Scham strich.

»*Me llama Carlos*«, sagte er, »aber so nennt mich niemand.«

»Wie nennt man dich denn?«, fragte sie und wand unter seiner hartnäckigen Hand den Bauch in ihrem roten Kleid.

»Man nennt mich El Osito«, sagte er, und seine Augen verengten sich zu Messerspitzen.

»Und was ist ein *osito*?«, fragte sie.

»Das ist ein kleiner Bär«, sagte er, zog seine Pranke zwischen ihren Beinen zurück und hob sie ins matte Licht, »*con una pata grande*.«

## KAPITEL ZWEI

*Samstag, 17. März 2012, 23.30 Uhr,  
Mercy Danquahs Haus, Streatbam, London*

**T**rotzdem ist es seltsam ... dieses Bedürfnis, sich zu rechtfertigen«, sagte Boxer. »Ich hätte nicht gedacht, dass sie sich überhaupt die Mühe machen würde. ›Ich bin hier weg. Sucht mich nicht. Bye.« Das hätte gereicht.«

»Es ist persönlich«, bemerkte Mercy. »Handgeschrieben.«

Sie saßen im Wohnzimmer, Amys Brief lag auf dem Tisch zwischen ihnen. Boxer beugte sich vor und las ihn, ohne ihn zu berühren, noch einmal, suchte nach weiteren Bedeutungsebenen, unfähig sein professionelles Denken auszuschalten. Sie waren es beide gewohnt, Briefe zu lesen und sich Anrufe anzuhören, Texte und Botschaften von Kriminellen zu analysieren, doch diesmal kamen noch ihre Schuldgefühle als Eltern, die Wut und die Leugnung hinzu.

»Sie ist rational und organisiert vorgegangen. Sie hat ihre Botschaft hinterlassen, ist zum Polizeirevier marschiert und hat dem Sergeant am Empfang erzählt, dass er mich erkennen würde.«

»Wann warst du zum letzten Mal auf dem Revier?«

»Ich war noch nie in meinem Leben dort. Sie hat den Sergeant verunsichert und mir gleichzeitig noch einen mitgegeben. Wir sind schließlich beide Polizisten und sollten deshalb prächtig miteinander auskommen«, sagte Mercy. »Wusstest du, dass sie einen Führerschein hat?«

»Nein. Ich habe sie gefragt, ob sie gern Autofahren lernen

würde. Ich dachte, ich schenke ihr vielleicht ein paar Fahrstunden zum Geburtstag. ›Und was soll ich mit einem Auto in London?‹, hat sie mich gefragt. ›Wer kauft mir eins? Wer bezahlt die Versicherung?‹ Alles in diesem vernichtenden, herablassenden Ton. Ich bin mir nicht sicher, wie viel von alldem etwas mit uns zu tun hat«, sagte Boxer, verärgert darüber, wie defensiv sich das selbst in seinen eigenen Ohren anhörte. »Es ist bequem, uns die Schuld zu geben: den Leuten, die die Unverfrorenheit hatten, sie auf diese gottverlassene Welt zu bringen. Und klar, wie zu erwarten, macht sie das auch, aber es klingt beinahe wie ein Gedanke, der ihr nachträglich gekommen ist. ›Es ödet mich an, ein Kind zu sein, euer Kind.‹ Auffälliger finde ich ihre Verzweiflung darüber, wie sich ihr eigenes Leben entwickelt. Sie fand es so deprimierend vorhersehbar, dass sie sich mit aller Gewalt herausreißen wollte, um nicht mehr zu wissen, was am nächsten Tag geschehen wird.«

»Trotzdem klingt der letzte Satz irgendwie nach ... einer Herausforderung.«

»Das sehe ich auch so. Sie wirft uns, den Profis, definitiv den Fehdehandschuh hin, sie zu finden.«

»Und sie ist arrogant genug zu glauben, dass wir es nicht schaffen.«

»Glaubst du, dass sie – wie unbewusst auch immer – gefunden werden will?«

»Warum sollte sie uns sonst herausfordern?«, fragte Mercy.

»Vielleicht konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, uns anzustacheln. Weil wir sind, wer wir sind, wusste sie, dass wir an ihrem Fall dran sein werden, sobald wir den Brief finden. Es ist ihre Art zu sagen: ›Ihr habt keine Chance.‹«

»Glaubst du, sie hat ein riesiges Feuerwerk von Nebelkerzen gezündet, um uns auf unserem eigenen Feld wie Idioten dastehen zu lassen?«

Es klingelte. Mercy führte die beiden Polizeibeamten ins Wohnzimmer und sah Boxer mit hochgezogenen Brauen an.

Die beiden waren nicht freundlich. Statt der erwarteten Kollegialität spürte sie eine Distanz, wie man sie gegenüber Verdächtigen wahrte.

»Ich bin Detective Inspector Weaver«, sagte der männliche Beamte und musterte das Paar vor ihm mit kalten blauen Augen: eine große schlanke Schwarze mit kurzem Haar und mandelförmigen Augen und einen blonden Mann mit intensiven grünen Augen, der aussah, als würde er sich für einen Kampfeinsatz fit halten.

»Ich bin Detective Sergeant Jones«, sagte die Beamtin neben ihm.

»Wir würden uns gern Amys Zimmer ansehen«, erklärte Weaver.

»Und den Brief«, sagte Jones und starrte auf den Tisch.

Boxer gab ihn ihr. Die beiden Beamten reichten ihn untereinander hin und her, bevor sie alle gemeinsam in Amys Zimmer im ersten Stock gingen.

»Haben Sie schon überprüft, was sie mitgenommen hat?«

»Nun, wie Sie sehen, ist nichts mehr da. Sie hat das Zimmer komplett leer geräumt ...«

»Ohne dass Sie etwas bemerkt haben?«, fragte Jones.

»Ich war in der vergangenen Woche mit einem sehr arbeitsintensiven Fall beschäftigt, und sie sollte bei ihrer Großmutter in Hampstead bleiben. Aber offensichtlich ist sie nach der Schule hierhergekommen und hat all ihre Sachen weggeschafft«, sagte Mercy. »Heute Abend hätte sie nach Hause kommen sollen. Wir wollten uns am Abend in einem Restaurant in der Stadt treffen, aber sie ist nicht aufgetaucht. Als ich nach Hause kam, habe ich in ihrem Zimmer nachgesehen und den Brief gefunden.«

»Der Sergeant auf der Wache hat berichtet, Sie hätten Amy noch gesehen, als sie das Haus heute Nachmittag verlassen hat«, sagte Jones.

»Sie hatte einen kleinen Rucksack, mehr nicht.«

Mercy beschrieb die Kleidung, die Amy getragen hatte. Die Beamten machten sich keine Notizen. Sie fragten nach Freunden und Verwandten, Örtlichkeiten, die Amy gern besuchte, ihrer finanziellen Situation. Mercy beantwortete ihre Fragen, sagte jedoch kein Wort von Amys Zigaretten-Schmuggel-Aktion von den Kanaren nach London am vergangenen Wochenende, die Mercy zufällig aufgedeckt hatte. Dieser Spur wollte sie selbst nachgehen. Sie berichtete, was sie über Amys Finanzen wusste, dass sie eine EC-Karte und ein Konto hatte, dessen Stand ihr unbekannt war.

»Wir brauchen ein aktuelles Foto«, sagte Weaver. »Und ... ähm ... eine DNA-Probe wäre hilfreich. Haare? Eine Bürste?«

Der Gedanke ließ Mercy kurz erstarren: die Möglichkeit, dass man die DNA mit der einer Leiche vergleichen musste. Sie warf Boxer einen seltsamen Blick zu, den dieser nicht verstand, und ging in die Ecke des Zimmers, in der Amy immer ihre Haare föhnte und büstete. Kein einziges Haar war zu sehen.

»Das glaube ich nicht«, sagte Mercy. »Sie hat das Zimmer gesaugt.«

»Lassen Sie uns das Weitere unten besprechen«, sagte Weaver. »Und wenn wir dabei sind, sollten wir auch den Staubsauger überprüfen.«

In der Küche gab Mercy ihnen den Staubsauger, dessen Beutel frisch gewechselt war. Die Gründlichkeit, mit der Amy vorgegangen war, erschütterte Mercy. Sie bot Tee oder Kaffee an, was höflich abgelehnt wurde. Dann kehrten sie zurück ins Wohnzimmer, wo Boxer und Mercy Platz nahmen, während die beiden Polizisten vor dem Kamin stehen blieben.

»Wir müssen jetzt über alle ... ähm ... Begebenheiten sprechen, an die Sie sich erinnern, die dazu beigetragen haben könnten, dass Amy von zu Hause weggegangen ist«, sagte Weaver.

»Sie war schon immer ein starkes, entschlossenes Mädchen, aber auch sehr süß und liebevoll, bis es mit vierzehn zu einer Art hormonellen Explosion kam. Eines Abends ging sie hoch

in ihr Zimmer und kam am nächsten Morgen als ein anderer Mensch wieder herunter. Die Krise hat sich im Laufe der Jahre immer weiter verschärft, bis zu permanenter Feindseligkeit, vor allem mir gegenüber, weil wir zusammenleben, doch genauso gegenüber Charlie, wann immer sich die Gelegenheit ergab. Aber einen besonderen einzelnen Zwischenfall wüsste ich nicht zu benennen«, sagte Mercy.

Weaver und Jones wandten sich Boxer zu.

»Hören Sie«, sagte Boxer und breitete die Hände aus, »ich will mich nicht als unschuldig darstellen. Ich war die meiste Zeit ein abwesender Vater. Ich war beruflich sehr viel im Ausland.«

»Was für einen Beruf üben Sie aus?«

»Ich war Kidnapping Consultant bei GRM, einer großen privaten Sicherheitsfirma, für die ich überall auf der Welt Verhandlungen geführt habe, aber inzwischen arbeite ich freiberuflich. Amy wurde für Mercy allein zu einer zu großen Belastung. Ich habe vor fast zwei Jahren gekündigt, damit ich mir die Arbeit so einteilen konnte, dass ich mehr Zeit mit meiner Tochter verbringen kann. Ich bin jetzt für eine andere Firma namens Pavis Risk Management tätig, die mir so viele Aufträge gibt, wie ich möchte.«

»Und Sie arbeiten im Dezernat für Entführungsfälle beim SCD7 unter DCS Makepeace?«, fragte Weaver an Mercy gewandt.

»Es ist ein zeitintensiver Job mit unregelmäßigen Arbeitszeiten. Ich habe mich, so gut es ging, um Amy gekümmert, und wenn die Arbeit dazwischengekommen ist, habe ich sie zu Verwandten in South London oder zu Charlies Mutter in Hampstead geschickt.«

»Haben Sie Ihre Tochter je geschlagen?«

»Nein«, antwortete Boxer mit Nachdruck.

Die beiden Beamten sahen Mercy an, die nichts sagte.

»Ms Danquah?«

»Ich habe sie einmal geschlagen, ja«, sagte Mercy.

Das war Boxer neu.

»Unter welchen Umständen?«, fragte Jones.

»Es war kurz vor Weihnachten, die Schulferien hatten schon angefangen. Amy war die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen. Und auch am Sonntagmorgen hat sie nicht angerufen. Ihre Freundin Karen, mit der sie an dem Abend unterwegs war, hatte sie in einem Laden namens Basing House in Shoreditch aus den Augen verloren. Zuletzt hatte Amy mit einem schwarzen Paar mit blonden Haaren getanzt. Ich war krank vor Sorge. Ich habe sie angerufen, SMS geschickt. Ich bin sogar zum Management des Basing House gegangen, wo man erstaunlich verständnisvoll war und mir geraten hat, mich an die Polizei zu wenden. Dann kam sie um zwei Uhr am Sonntagnachmittag mit einem Blick hereingeschwebt, als hätte sie keine Sorgen auf der Welt und nur einen kleinen Verdauungsspa-ziergang im Park gemacht. Ich war außer mir. Erleichtert, aber rasend vor Wut. Und natürlich weiß Amy, wie sie mich treffen kann. Sie sah meinen Zustand und wusste, dass es ihre Schuld war, also hat sie mich provoziert, bis ich ausgerastet bin. Ich habe ihr eine kräftige Ohrfeige verpasst, weil sie mir ihr Gesicht förmlich hingehalten und mich herausgefordert hat. Sie wusste, dass ich in Ghana eine sehr strenge Erziehung genossen hatte und mein Vater uns ständig verprügelt hat, und zwar nicht bloß Ohrfeigen, sondern mit dem Stock. Weil man nur sieben von zehn Punkten beim Diktat hatte, nicht weil man die ganze Nacht in einem Club in Shoreditch gewesen war.«

Weaver und Jones lauschten wie gebannt. Das war kein Theater. Sie kannten Londoner Kids und wussten, dass sie einen bis aufs Blut reizen konnten.

»Es tat mir sofort leid«, sagte Mercy. »Ich habe es sehr bedauert, denn als ich unter den Schlägen meines Vaters litt, habe ich mir geschworen, meinem eigenen Kind so etwas nie anzutun. Und nun hatte ich sie geschlagen. Ich bin zu Kreuze gekrochen, habe um Vergebung gebettelt. Der Blick, mit dem sie

mich ansah, bevor sie mir ihre Zimmertür vor der Nase zuknallte, war ein einziger Triumph.«

»In dem Brief, den sie auf der Wache hinterlegt hat, nennt sie als Gründe für ihr Weggehen von zu Hause »exzessive Disziplin und Strenge mit gelegentlicher Gewaltanwendung«, sagte Weaver.

»Auch das Wort »Missbrauch« taucht mehrmals auf«, ergänzte Jones.

Mercy stieß ein ungläubiges Lachen aus. »Missbrauch?«, fragte sie. »Amy weiß nicht, was das Wort bedeutet. Wenn sie gesehen hätte, was ich in den Sozialbausiedlungen von Stockwell und Brixton gesehen habe ...«

Boxer legte einen Arm um Mercys Schulter und spürte das Beben, die Lava, die in ihrem Inneren brodelte.

»Ich wollte Mercy aus der permanenten Schusslinie nehmen«, sagte er. »Amys Feldzüge waren gnadenlos. Je mehr ihr bewusst wurde, wie sehr sie Mercy verletzen konnte, desto heftiger wurde sie. Aber Amy hat nie bei mir gelebt. Ich hatte weder das Zuhause noch das Leben, um diese Alternative anbieten zu können. Ich bin sicher, Sie haben hier in South London auch schon ein paar Sachen gesehen: Messerstechereien unter Teenagern und so weiter. Ich war im Golfkrieg und habe danach ein paar Jahre als Detective im Morddezernat gearbeitet. Mercy ist seit zwanzig Jahren bei der Polizei – Revierdienst, Mordkommission und jetzt beim Dezernat für Entführungsfälle. Aber all diese Erfahrung zählt gar nichts, wenn man mit der Arroganz der Jugend konfrontiert ist. Wegen der Vernetzung ihrer schönen neuen Welt glauben sie, sie wüssten schon alles, auch ohne es gesehen zu haben. Und wir als ihre Eltern setzen ihnen nur unnötige Grenzen, die ihre natürliche Begeisterung für das Leben eindämmen. Sie wissen nicht, was wir wissen.«

»Das hört sich fast an, als ob Ausreißen ihr ein wenig praktische Lebenserfahrung vermitteln könnte«, sagte Jones.

»Wir wissen beide, dass sie dafür nicht ausgerüstet ist. Sie

kann in ihrer eigenen Welt auf ihre Art clever sein, Menschen manipulieren und damit durchkommen. Mercy war die Laborratte für ihre Experimente. Aber draußen in der realen Welt schafft sie es nie. Die Leute werden einen Blick auf sie werfen und eine Gelegenheit wittern. Bei all der angeblichen »exzessiven Disziplin und Strenge« hat sie in Wahrheit gelebt wie in Watte gehüllt.«

»Das denken Sie«, sagte Weaver, »aber Sie scheinen ja nicht sehr viel über sie zu wissen. Der Führerschein?«

»Sie hatte Geheimnisse, wir waren beschäftigt«, erklärte Boxer.

»Vielleicht, wenn Sie mehr Zeit mit ihr verbracht hätten?«, sagte Weaver und fing sich einen Blick von Jones ein. Weaver hatte selbst Kinder und noch auf der Fahrt darüber geklagt, wie selten er sie sah.

»Seit sie vierzehn war, wollte *sie* keine zehn Minuten mehr in unserer Gesellschaft verbringen«, sagte Mercy. »Es war schwer, mit ihr zu frühstücken. Die Verachtung war erstickend. Da trinke ich meinen Kaffee irgendwann lieber woanders.«

»Sie klingen, als wären Sie froh, dass sie weg ist«, sagte Jones.

Mercy drehte sich langsam zu ihr um, als hätte sie gerade einen Provokateur im Zimmer entdeckt. »Vielleicht wissen Sie nicht, was es bedeutet, ein Kind zu lieben«, sagte sie. »Vom Augenblick der Geburt an hat man keine Wahl und keine Kontrolle mehr darüber. Es ist nicht das Gleiche wie mit einem Mann zusammen zu sein und zu denken: Sieh dir den ganzen Stress an, den das Arschloch dir macht, Zeit weiterzuziehen. Das Kind ist ein Teil von einem. Es wäre, als würde ich das Beste von mir verlassen. Und jetzt, wo sie weg ist, denke ich nicht: Gott sei Dank, endlich habe ich ein wenig – wie sagt man? – Zeit für mich, was immer das sein soll. Was ich fühle, Detective Sergeant Jones, ist vollkommene Leere, so als ob meine größte Liebe mich sitzen gelassen hätte. Und es ist meine Schuld. Ich habe versagt. Denn sie *hat* mich einmal geliebt.«

Ihre Tränen kamen für alle im Raum einschließlich Mercy überraschend. Sie strömten unkontrolliert über ihr Gesicht. Jones brachte es nicht über sich, sie anzusehen. Sie bedauerte ihren billigen Trick und hätte die Frau am liebsten umarmt.

»Deshalb ist es ja so verdammt schwierig«, sagte Mercy. »Man liebt seine Kinder wie wahnsinnig. Bedingungslos. Und das wissen sie. Und wenn ihnen bewusst wird, dass sie als Kinder, die diese Verbindung nicht wirklich verstehen, totale Macht über einen haben, dann ... sie bestrafen einen für alles, was sie erleiden: Langeweile, Unzulänglichkeit, sexuelle Spannung, hormonelles Chaos, gesellschaftliche Ungeschicktheit. Für alles. Das tun sie, weil man dafür verantwortlich ist, sie auf diese verwirrende, unbegreifliche Welt gebracht zu haben, und sie tun es, weil sie dabei nichts riskieren, und manchmal glaube ich, sie tun es, weil sie nicht anders können. Es ist die Art der Natur, einen auf die Trennung vorzubereiten. Damit das Kind irgendwann seine eigenen Wege gehen kann, ohne dass jemand sich deshalb zu mies fühlt. Aber verstehen Sie mich nicht falsch, Detective Sergeant Jones, ich will sie zurück. Sie ist noch nicht bereit, auf sich allein gestellt dort draußen unterwegs zu sein. Wenn ich sie nicht zurückbekomme, wird es ein großes Loch in meine Seele und mein Leben reißen, das kann ich Ihnen sagen.«

Ein gewaltiges Schweigen wie im Innern eines Sperrballons erfüllte den Raum. Boxer war verblüfft, Mercy so reden zu hören. Erst jetzt wurde ihm klar, was sich in ihr angestaut hatte. Nicht, dass sie über diese Themen nicht gesprochen hätten, nur nie mit solcher Intensität.

»Im ersten Satz des Briefes, den sie auf der Wache hinterlegt hat, weist sie uns an, Ihnen den Inhalt nicht mitzuteilen«, erklärte Weaver. »Bis auf das, was ich bereits erwähnt habe, kann ich Ihnen nur sagen, dass sie in ruhigem und vernünftigem Ton ihre Gründe dafür dargelegt hat, warum sie ihr Zuhause verlassen will. Sie möchte nicht, dass wir sie als vermisst betrach-

ten. Sie will lediglich ein anderes Leben beginnen. Wir gehen der Sache nur wegen der Anschuldigungen nach, die sie gegen Sie erhoben hat.«

»Das klingt, als würden Sie nicht ernsthaft nach ihr suchen«, sagte Boxer.

»Sie haben uns nicht dargelegt, dass sie psychische Probleme hat. Sie ist älter als sechzehn und darf ihr Elternhaus legal verlassen. Sie hat Geld. Sie wird nicht auf der Straße leben. Für Sie ist das alles extrem beunruhigend, ich weiß, aber wenn ich jemanden für diesen Fall einteile, wäre mein Vorgesetzter bestimmt nicht begeistert.«

»Es gibt eine sehr gute Organisation namens Missing Persons ...«, sagte Jones.

»Ich weiß«, erwiderte Boxer. »Ich leite selbst eine wohltätige Organisation namens LOST. Wir finden vermisste Personen, aber erst, wenn die Polizei aufgegeben hat.«

Unbehagliche Blicke wurden gewechselt.

»Sämtliche Informationen über Amy werden in den National Police Computer eingegeben, das heißt ...«

»Wir wissen, was das heißt«, sagte Mercy.

»Ein paar Fotos«, sagte Jones. »Die wären hilfreich für die ...«

»Wir haben keine aktuellen Fotos. Seit sie vierzehn ist, lässt sie sich nicht mehr fotografieren«, sagte Mercy. »Wenn wir eins finden ...«

Die Polizisten nickten und verabschiedeten sich. Jetzt gaben sie ihnen auch die Hand. Boxer brachte sie zur Tür und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Ein Klopfen rief ihn wieder an die Tür. Draußen stand DS Jones, die Hände tief in den Jackentaschen vergraben.

»Der letzte Satz des Briefes lautete: ›Wenn Sie mein Verschwinden untersuchen und ich gefunden werde, möchte ich unter keinen Umständen, dass ein Elternteil oder Verwandter mütterlicher- oder väterlicherseits informiert wird.« Tut mir

leid. Das sollten wir Ihnen eigentlich nicht sagen. Ich wollte nur unsere Position klarstellen. Der DI ist kein Schwein.«

Boxer nickte, bedankte sich und schloss die Tür.

»Was sollte das denn?«, fragte Mercy.

Er sagte es ihr, und es war, als hätte er ihr ein Küchenmesser in den Unterleib gerammt. Sie rollte sich zusammen und weinte hemmungslos.

Sie kehrten auf die Tanzfläche zurück und nahmen sie im Sturm. El Ositos Hemd war binnen Sekunden klatschnass, seine Muskeln traten unter den blinkenden Lichtern hervor. Er warf den Kopf in seinen Stiernacken, dass die Schweißtropfen spritzten.

Sie stand an der Bar, während El Osito sich auf die Suche nach seinen Freunden machte. Der Barkeeper kam zu ihr, gab ihr eine Karte, wies mit dem Kopf auf die Nachricht und blickte zu einem jungen Mann am Ende des Tresens, der sein Bierglas hob und wieder mit der Dunkelheit verschmolz. Die Nachricht war auf Englisch: »Sei vorsichtig mit deinem Freund, er hat einen schlechten Ruf bei Frauen.« Sie warf die Karte auf den Boden.

El Osito kam zurück und erklärte, dass seine Freunde gegangen seien. Sie zogen weiter ins Kapital und tanzten stundenlang, verzaubert von der Musik und angetrieben von weiterem Kokain in ihren Adern.

Um fünf Uhr waren sie auf der Straße und winkten ein Taxi heran. Sie setzten sich auf die Rückbank, und er redete ununterbrochen mit dem Taxifahrer, während er ihr langsam den Slip auszog und in seine Tasche stopfte. Sie kamen in eine Wohngegend etwa sieben Kilometer vom Zentrum entfernt, und El Osito forderte den Fahrer auf, bei der U-Bahn-Station Pan Bedito zu halten. Sie gingen einen primitiven Zementpfad hinter der Bar Roma bis zu einem Wohnblock hinauf, dessen Eingang nicht ganz so luxuriös wirkte, wie sie es bei einem Mann mit so viel Koks in der Tasche erwartet hätte.

Erst jetzt wurde ihr klar, dass sie gegen alle Regeln einer Verabredung verstieß. Sie war betrunken und high, ohne einen Schimmer, wo sie war, mit einem fremden Mann, dessen grobe, harte Hände vermuten ließen, dass ihm Gewalt nicht unvertraut war. Furcht schimmerte am äußeren Rand ihres Bewusstseins durch, als sie die gesprungene Scheibe in der Haustür passierten.

»Vielleicht sollten wir ins Hotel Moderno zurückfahren«, sagte sie.

Er packte ihren Ellbogen so fest, dass sie zusammenzuckte und ihren Arm nicht befreien konnte.

Der Fahrstuhl funktionierte. Als die Türen aufgingen, stieß er sie so heftig in die schmutzige Kabine, dass sie an die gegenüberliegende Wand prallte und sich mit ihrem freien Arm abstützen musste. Sie versuchte, sich umzudrehen, doch er war schon über ihr und riss ihr Kleid über die Hüfte, was sie daran erinnerte, dass sie keinen Slip mehr trug. Sie blickte auf eine verdächtige Substanz auf dem Fußboden, klebrig wie kürzlich getrocknete Körperflüssigkeiten. Panik zitterte in ihrem Hals, als sie sein machtvolles Drängen spürte, die animalische Kraft unter dem kalten, klatschnassen Hemd. Die Fahrstuhltür öffnete sich im vierten Stock. Er ließ von ihr ab und drehte sie um. Sie versuchte, ihr Kleid herunterzuziehen und zur Treppe zu rennen.

»Tu das nicht«, sagte er, beugte sich vor und stieß sie nach vorn. Sie verfehlte die Tür und schlug mit dem Kopf gegen die Backsteinwand. Sie sank auf die Knie, versuchte sich aufzurappeln und erinnerte sich an El Ositos Imitation einer Kuh auf dem Eis. Sie hangelte sich an der rauen Wand hoch und verbarg ihr Gesicht hinter dem Arm, weil sie nicht sehen wollte, was als Nächstes kam.

Es war die Stunde von *la pata grande*. Er schlug sie kräftig genug, dass sie gegen eine weitere Wand prallte und auf dem Boden zusammenbrach; sie spürte die kalten Fliesen unter ihren

brennenden Pobacken. Er packte ein Bündel ihrer Locken, schüttelte sie wie ein unartiges Hündchen, schleifte sie zu seiner Wohnungstür, schloss auf, schleuderte sie in den Flur und knallte die Tür hinter sich zu.

Sie begann im Dunkeln von ihm wegzukrabbeln. Er trat ihr ein Bein weg, als wäre sie ein zappelndes Tier, mit dem er noch ein bisschen spielen wollte. Das einzige Geräusch war ein ungeduldiges Zischen, als er seinen Gürtel durch die Schlaufen seiner Hose zerrte. Sie erinnerte sich an die Schnalle mit den Skorpionen und wimmerte.

»Nein, bitte. Bitte nicht. Bitte tu mir nicht weh.«

Sie zuckte zusammen, als etwas über ihrem Kopf durch die Finsternis sauste, hart gegen ihre Stirn schlug und über ihr Auge und ihre Wange gezogen wurde. Sie spürte ein warmes Rinnsal und hatte einen Geschmack von Salz und Metall im Mund.

»Ich mache alles«, sagte sie, »aber bitte tu mir nicht weh.«

## KAPITEL DREI

*Sonntag, 18. März 2012, 6.30 Uhr,  
Mercy Danquabs Haus, Streatham, London*

**M**it dem Typen müssen wir auch reden«, sagte Mercy und tippte auf den Bildschirm. Sie waren früh aufgestanden und posteten Amys Beschreibung auf Websites für vermisste Personen. Mercy war das Foto wieder eingefallen, das sie von Amy gemacht hatte, als die in der vergangenen Woche von den Kanaren kommend die Ankunftshalle des Gatwick Airport betreten hatte. Dort hatte sie einen gut aussehenden Schwarzen getroffen, der ihr den Koffer voller Zigaretten abgenommen hatte. Mercy betrachtete das Foto auf ihrem Computer und fragte sich, wie alt der Mann war.

Boxer reckte den Daumen in ihre Richtung. Er telefonierte mit Roy Chapel, dem Ex-Polizisten, der das Büro der LOST-Stiftung leitete. Boxer hatte ihm bereits das Foto des Mannes geschickt, den Mercy gerade betrachtete. Chapel versprach, es so schnell wie möglich an alle auf der Straße tätigen Organisationen weiterzuleiten.

»Wenn sie es ernst meint«, sagte Chapel, »und offenbar hat sie das Ganze äußerst sorgfältig geplant, wird sie alle Verbindungen kappen. Du weißt, dass die erfolgreichsten Ausreißer diejenigen sind, die sich in ein neues Leben verpflanzen und nie mehr auch nur in die Nähe ihres alten kommen.«

Boxer sagte nichts. Er wusste es sehr gut. Genau das hatte sein Vater vor mehr als dreißig Jahren getan. Er versuchte gegen das schwarze Loch anzuatmen, das sich in ihm auftrat.

»Und um das in ihrem Alter zu bewerkstelligen«, fuhr Jones fort, »braucht sie Hilfe. Das hätte sie nie allein hingekriegt, und das macht mir Sorgen. Wer hält ihre Hand?«

Mercy zeigte mit dem Finger auf ihn.

»Wir stellen gerade eine Datei zusammen, Roy. Wir melden uns wieder, sobald sie vollständig ist«, sagte Boxer, froh, auflegen zu können.

»Wir sollten die Grenzpolizei kontaktieren«, sagte Mercy.

»Dafür ist es noch ein bisschen früh.«

»Ich habe einen Kontakt«, sagte sie und hielt eine Visitenkarte hoch. »Wir waren mal zusammen auf einem Seminar.«

»Dafür ist es an einem Sonntagmorgen trotzdem noch zu früh.«

»Und wann können wir frühestens bei Karen aufkreuzen?«

»Um neun.«

»Wie wär's mit acht, da es sich um einen Notfall handelt? Karens Mum würde es verstehen. Sie wäre entsetzt, wenn wir bis neun warten.«

»Aber Karen könnte noch weniger empfänglich sein.«

»Was hat Roy gesagt?«

»Dass er sich sofort mit allen auf der Straße tätigen Organisationen in Verbindung setzt. Außerdem denkt er, dass alle erfolgreichen Ausreißer Unterstützung brauchen.«

Mercy wandte sich wieder dem Computer zu und trug weitere Daten in die neu eröffnete Amy-Datei ein. Alles, was ihr einfiel.

»Sie wird einen Fehler machen. Irgendwo muss sie mit jemandem Kontakt aufnehmen«, sagte Mercy. »Ich weiß, du denkst an deinen Vater, aber das war etwas anderes. Er wurde gesucht, weil man ihn in einem Mordfall vernehmen wollte. Ein Fehler, und er wäre im Knast gelandet.«

»Nur, wenn er es getan hat«, sagte Boxer, überrascht, dass er den Mann verteidigte, der ihn vor dreiunddreißig Jahren verlassen hatte.

»Komm schon, Charlie, sieh der Wahrheit ins Auge.«

»Der Blick, den du mir gestern zugeworfen hast, als die Polizisten dich nach Amys DNA gefragt haben ...«, sagte Boxer. »Was hatte der zu bedeuten?«

»Nichts.«

»Es war nicht nichts.«

»Na ja, einfach, dass sie danach gefragt haben, gibt der Sache eine andere Dimension.«

Er glaubte ihr nicht, ließ es jedoch auf sich beruhen.

Eine weitere Stunde lang trugen sie alles zusammen, was ihnen einfiel, jeden denkbaren Kontakt, bis hin zu dem zweiundzwanzigjährigen Freund, den Amy sich mit fünfzehn auf einem Familienurlaub in Spanien angelacht hatte. Wie konnten sie ihn erreichen? Boxer ging in die Küche, um Kaffee zu machen und Isabel anzurufen.

»Wie geht's?«, fragte sie.

Er las ihr den kompletten Brief vor, berichtete, wie gründlich Amy hinter sich aufgeräumt hatte und wie wenig die Polizei sich für den Fall interessierte.

»Und wie kommt Mercy damit klar?«

»Sie steht total unter Strom. Ich habe sie gestern Abend überredet, eine Schlaftablette zu nehmen, doch um sechs war sie schon wieder auf den Beinen und wollte unbedingt loslegen. Sie betrachtet Amys Brief als professionelle Herausforderung.«

»Mercy wird doppelt verletzt sein, das weißt du«, sagte Isabel. »Du bist immer noch der einzige Mann in ihrem Leben. Sie ist nicht über dich hinweg. Sie hat mit angesehen, wie du dich von ihr abgewandt hast, und jetzt hat die andere emotional wichtige Person in ihrem Leben sie auch noch zurückgewiesen. Sie wird äußerst labil sein.«

»Ich weiß«, sagte Boxer. »Ich bleibe fürs Erste bei ihr. Wir müssen Amy finden und uns zumindest vergewissern, dass es ihr gut geht, auch wenn wir sie nicht überzeugen können, nach Hause zurückzukommen. Es tut mir leid.«

»Das muss es nicht. Du musst das tun«, sagte Isabel. »Nach

Alyshias Entführung weiß ich, was du durchmachst. Wenigstens befindet sich Amy nicht in der Gewalt von Dritten. Sie ist gut organisiert und keiner unmittelbaren Gefahr ausgesetzt.«

»Das denkt Amy. Sie hat ein völlig unangekratztes Selbstbewusstsein; sie glaubt, sie weiß, was sie tut, und vertraut darauf, dass die Menschen ihr dabei helfen werden, aber sie ist erst siebzehn. Sie hält sich für cool und abgeklärt, aber trotz all ihrer Eskapaden wissen wir schon aus Berufserfahrung, dass sie einem Opportunisten nicht gewachsen wäre. Diese Generation hat einfach zu wenig Erfahrung mit direkten persönlichen Begegnungen, um zu erkennen, wann jemand ihnen Böses will. Deshalb wird keiner von uns beiden ruhig schlafen, bis wir ihre Situation kennen, und nach der letzten Zeile ihres Briefes zu urteilen, weiß Amy das auch.«

»Wie meinst du das?«

»Ich fange an zu glauben, dass das ihr ultimativer pubertärer Kampf ist – ihre Eltern in deren eigenem Spiel herauszufordern und zu besiegen.«

El Osito kam mit einem leisen Gurren zu sich. Er war bis auf die Socken nackt und lag zwischen Toilette und Wand auf dem Badezimmerboden. Draußen war es hell. Sein Blick glitt über die billigen glänzenden Fliesen bis zu der Klobürste in dem Keramikhalter in der Ecke, die er nie benutzte. Er sah eine Medikamentenpackung und einen halbleeren Streifen Aneurol. Gut, er hatte eine Benzo genommen, um von dem Koks-High runterzukommen. Oder vielleicht auch nicht. Er hatte Kopfschmerzen, und sein muskulöser Körper wirkte blockiert. Vielleicht hatte er die Benzos fallen lassen, war gestürzt und hatte sich den Kopf gestoßen, als er sie aufheben wollte. Er robbte durch den Raum, hievte den Kopf bis zum Waschbecken, drehte den Hahn auf und schöpfte Wasser in seinen trockenen Mund. Dann setzte er sich auf die Toilette und entleerte sich ausgiebig.

Allmählich erinnerte er sich an Einzelheiten der vergange-

nen Nacht: das Mädchen in dem roten Kleid. Wie er mit seinen Kumpels gewettet hatte, dass er sie rumkriegen würde, und deshalb mit ihr auf der Straße getanzt hatte. Er hatte es so aussehen lassen, als wäre es seine Eleganz als Tänzer und nicht das Versprechen gewesen, eine Nacht lang Abfahrtski zu laufen, das letztendlich den Ausschlag gegeben hatte. Er erkannte die Mädchen, die auf Koks standen. Er wischte sich mit der nassen Hand übers Gesicht und blinzelte mit hervortretenden Augen, als er sich daran erinnerte, wie sie in ein Taxi gestiegen waren und er ihr, während er mit dem Fahrer redete, den Slip ausgezogen hatte. Er konzentrierte sich auf seine Hose, die er in der Nacht weggestrampelt hatte, und sah den in die Tasche gestopften Slip des Mädchens.

Sein Verstand zuckte nervös und förderte weitere Details zutage. Das Taxi hatte sie an der U-Bahn-Station Pan Bendito abgesetzt. Er ließ sich nie bis vor die Haustür fahren. Der Fußweg von dort. Das Mädchen, eine Ausländerin, die nicht wusste, wo sie war, die schäbige Gegend. Sie waren den Pfad hinter der Bar Roma hinaufgestolpert. Die gesprungene Scheibe in der Haustür, der Fahrstuhl; er hatte ihre Angst gespürt, musste sie schubsen.

Er schüttelte sich, wandte sich zum Becken, bemerkte das Blut auf seinem Handrücken und hob den Kopf. Er hatte Blut im Gesicht und auf der Brust. Er erinnerte sich, wie er seinen Lieblingsgürtel mit der Skorpionschnalle aus den Schlaufen seiner Jeans gezogen hatte, an das Geräusch, als er durch die Luft zischte.

»Nein, bitte ...«, wimmerte eine Stimme in seinem Kopf.

Er wusch sich die Hände, das Gesicht und die Brust. Das Wasser verschwand kräuselnd rot im Abfluss. Er fuhr sich mit den nassen Händen durchs Haar, um sich abzukühlen, weil sein Kopf sich mit einem Mal ganz heiß anfühlte.

Der Flur war leer und dunkel. Überall in der Wohnung waren die Jalousien heruntergelassen, nur hier und da drang Licht

durch einen Spalt. An der Wand war ein verschmierter Fleck. Er ging Richtung Wohnzimmer. Stille. War sie weg? *La guapita? La puta inglesa?* Er sah in der Küche nach. Das hinter den Jalousien angestaute Licht ließ alles in dem strengen weißen Raum grau und körnig erscheinen. Nirgendwo Blut. Er durchquerte den Flur und trat ins Wohnzimmer. Hier gab es nur zwei Ritze zwischen den Lamellen. Er würde das Licht anmachen müssen. Er wollte das Licht nicht anmachen. In dem Raum stank es.

El Osito schlug auf den Lichtschalter. Sie lag auf dem Boden, das rote Kleid um den Hals, der aufgehakete BH darin verheddert. Ihre Beine waren gespreizt. Da war etwas ... Er wollte nicht hinsehen. Er machte das Licht hektisch wieder aus.

In der Küche packte er mit beiden Händen den Rand des Beckens, während sich in seiner Magengrube ein dunkler Druck ausbreitete.

Plötzlich fiel es ihm wieder ein. Und er wusste genau, was er zu tun hatte.

»Ich habe Karens Mutter angerufen. Sie wird dafür sorgen, dass ihre Tochter in einer Stunde einigermaßen wach und aufnahmefähig ist«, sagte Mercy. »Sagt dein Bauchgefühl dir irgendwas?«

»Nein«, log Boxer.

Es sagte ihm alles Mögliche, und nichts davon war gut. Es war nicht einmal besonders konkret oder relevant. Es war bloß eine übermächtige Ahnung, dass das, was geschehen war, sie alle für immer verändern würde. Es würde sich nicht vorhersehbar entfalten, so wie er es empfunden hatte, als er am Abend zuvor in Isabels ausgebreitete Arme gesunken war und gewusst hatte, dass sie eine Zukunft hatten.

Er rief Esme an, seine Mutter, die in der vergangenen Woche auf Amy aufgepasst hatte. Sie nahm nicht ab.

Mercy fuhr. Sie parkten vor dem Wohnblock aus den 1970ern, in dem Karen wohnte. Auf dem Weg in den zweiten

Stock rief Mercy ihren Bekannten bei der Grenzpolizei an, gab Amys Personalien durch und fragte ihn, ob er ihr helfen könnte. Er sagte, er würde sich in jedem Fall zurückmelden.

Karen saß im Wohnzimmer auf der Couch und wirkte ver-dattert. Ihr dunkles Haar war noch nicht gebürstet, und sie trug den Morgenmantel ihrer Mutter. Ihre Fingernägel waren abwechselnd dunkelblau und neonorange lackiert und angesto-ßen. Mit den schwarzen Tattoos, die sich auf der olivfarbenen Haut ihrer Unterschenkel und Unterarme schlängelten, sah sie aus wie eine brasilianische Nutte und nicht wie eine Frisöse aus Streatham.

»Dein Mum hat dir das von Amy erzählt?«, fragte Mercy.

»Ja«, sagte sie und begutachtete ihre Fingernägel, alles, nur um Mercy nicht ansehen zu müssen, die sie halb zu Tode erschreckte.

»Hast du eine Ahnung, wohin sie gegangen sein könnte?«

»Als ob ... nein!«, fauchte Karen unvermittelt aggressiv.

»Nun komm mal runter, K«, sagte ihre Mutter. »Die beiden vermissen ihre Tochter.«

»Sie hat mir gar nichts erzählt«, sagte Karen. »Wenn sie mir was erzählt hätte, würde ich es ihnen sagen, aber das hat sie nicht, deshalb kann ich nicht.«

»Könnten wir einen Moment mit Karen allein sprechen?«, fragte Mercy, die die Angst des Mädchens spürte, das von zu vielen Menschen angestarrt wurde.

Panik spiegelte sich in Karens Gesicht.

»Ganz ruhig«, sagte Mercy. »Lehn dich zurück und atme tief durch. Wir sind alle ein bisschen gereizt. Nicht genug Schlaf und so.«

»Sie vielleicht«, erwiderte Karen. »Ich weiß nicht, was Amy vorhat. Ich schwöre, Mrs Danquah. Sie wissen doch, wie sie immer alles für sich behält. Zu viele Geheimnisse.«

»Und was ist auf Teneriffa passiert?«

»Sie können sich nicht vorstellen, was für einen Stress mir

meine Mum deswegen gemacht hat. Woher sollte ich wissen, dass sie Ihnen nichts gesagt hatte? Woher sollte ich wissen, dass sie eigentlich mit ihrem Dad in Lissabon sein sollte? Das meine ich ja. Sie erzählt mir nichts. Sie behält alles für sich, fest verschlossen. Ich meine, verstehen Sie mich nicht falsch, Mrs Danquah, Amy ist ein nettes Mädchen. Ich mag sie, aber sie ist eine schwierige Freundin, wenn Sie wissen, was ich meine.«

Sie wussten es beide.

»Hat sie sich mit irgendjemandem in der Gang deines Freundes besonders gut verstanden? Ich meine ...«

»Ob sie sich mit jemandem gut *verstanden* hat?«

»Mit wem ist Amy im Bett gelandet?«, fragte Boxer.

Karen war erleichtert, den Blick von Mercy abwenden zu können. Sie war sich nicht sicher, welche Wut hinter deren ruhigem Äußeren brodelte.

»Amy hat dir vielleicht nichts erzählt«, sagte Boxer. »Aber du hast Sachen beobachtet. Ihr gehört alle zur selben Clique.«

Karen nickte. Weniger ein Nicken als ein schauerndes Blinzeln.

»Mit wem ist sie gegangen?«

»Mit Glider.«

»Wer ist Glider?«

»Der Boss der Gang«, sagte Karen. »Er mag ...«

Ihr Blick zuckte nervös zu Mercy und rasch wieder zurück zu Boxer.

»Schwarze Mädchen?«, fragte Boxer.

Ein weiteres kaum wahrnehmbares Nicken.

»Wo können wir diesen Glider finden?«

»Irgendwo in North London. Seine Adresse weiß ich nicht.

Er hält sie ...«

»Weiß dein Freund, wo Glider wohnt?«, fragte Mercy.

Sie schüttelte den Kopf.

»Wieso nicht?«

Karen zuckte die Achseln.

Mercy fand die Kommunikation mit der Jugend extrem ermüdend.

»Du kannst dich darauf verlassen, dass deinetwegen niemand Ärger bekommt«, sagte Boxer. »Es geht nur darum, Amy zu finden und uns zu vergewissern, dass es ihr gut geht.«

»Ich weiß, dass er es nicht weiß, weil ich ihn gefragt habe. Er sagt, Glider würde gern alles ... voneinander getrennt halten und so. Keiner weiß, was der andere macht. Er sagt, wenn die Polizei in einen Teil seiner Unternehmungen eindringt, wäre nicht gleich alles am Arsch.«

»Was ist mit dem Schwarzen, den Amy nach dem Flug in Gatwick getroffen hat? Der ihr den Koffer mit den Zigaretten abgenommen hat?«

»Ob sie mit ihm geschlafen hat, meinen Sie?«

»Nein, das hatte ich nicht gemeint, aber ... hat sie?«

»Nein. Sie hat ihn nur einmal für fünf Minuten getroffen, damit sie ihn erkennen würde.«

»Hat *er* einen Namen?«

»Marcus. Er wohnt in einer Nebenstraße der Coldharbour Lane. Seine Adresse kann ich Ihnen besorgen, wenn Sie mir versprechen, dass Sie nicht ...«

»Ich hab dir doch gesagt, dass es um Amy geht. Das bisschen Zigarettenschmuggel interessiert uns nicht.«

»Was habt ihr Mädchen für den Trip nach Teneriffa bekommen?«, fragte Boxer.

»Vierhundert Pfund ... und ein Wochenende Spaß.«

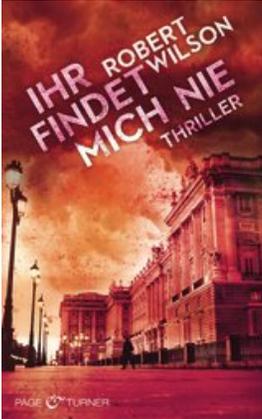
»Und Amy hat nicht irgendwann mal was davon gesagt, dass sie von zu Hause weglaufen wollte?«, fragte Mercy ein wenig härter.

»Sie war nicht glücklich. Mehr weiß ich nicht. Sie hat nie gesagt, dass sie abhauen will. Aber Sie wissen ja ...«

»Was?«

Karens Blick wanderte über den Fußboden, während sie nach den richtigen Worten suchte.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Robert Wilson**Ihr findet mich nie**

Thriller

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-442-20439-7

Page & Turner

Erscheinungstermin: September 2014

Charlie Boxer ist der Beste, ein gesuchter Spezialist, wenn es um hochkarätige Entführungen geht – doch sein Familienleben ist ein Trümmerfeld, seine Ehe seit langem geschieden, seine siebzehnjährige Tochter Amy eine Fremde für ihn. So trifft es ihn völlig unvorbereitet, als Amy eines Tages spurlos verschwindet. Und in ihrer einzigen Nachricht an die Familie schwört sie, für alle Zeiten unauffindbar zu bleiben. Denn als Tochter einer Polizeikommissarin und eines Spezialermittlers weiß Amy, wie man Spuren verwischt. Doch Boxer lässt nicht locker. Endlich, nach langer Suche, findet er einen ersten Hinweis auf Amys Aufenthaltsort und reist nach Madrid – um dort die Ermittlungen im schlimmsten Fall seiner bisherigen Laufbahn aufzunehmen ...

 [Der Titel im Katalog](#)